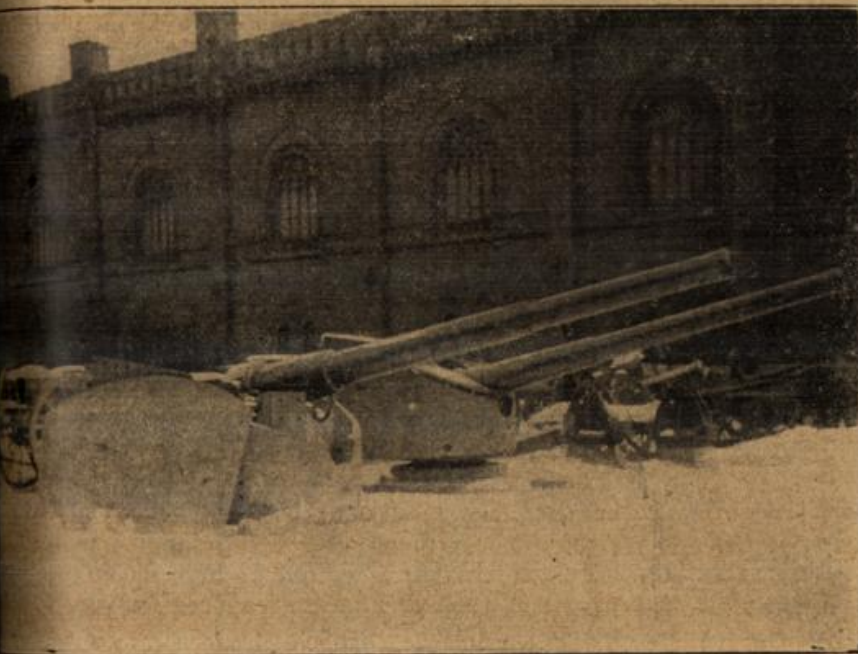


Illustriertes Unterhaltungsblatt

13 | Beilage zum Caunusboten (Homburger Tageblatt).

| 1916



Französische Schiffsgeschütze.

Belgrad unbeschädigt erbeutet wurden. Diese Kriegstrophäen werden in der östlich-ungarischen Kriegsausstellung in Wien zu sehen sein und ein beredtes Zeugnis ablegen von der Tapferkeit unserer verbündeten Truppen.



Esad Pascha, der sich nun aus Durazzo nach Italien gerettet hat, nachdem er auch sein Geld, das etwa 20 Millionen betragen soll, dorthin bringen ließ.



Die Stadt Erzerum in Türkisch-Armenien, die infolge des mit weit überlegenen Kräften durchgeführten Angriffs der vom Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch befehligten russischen Kaukasus-Armee von den Türken aufgegeben werden mußte.

Der Vampyr.

Skizze von Jan Neruda.

Berechtigte Übertragung von H. Hesse (Süd-Ramen).

Der Vergnügungsdampfer brachte uns an die Gestade der Insel Prinkipo und wir gingen an Land.

Unsere Gesellschaft war nicht zahlreich — eine polnische Familie, Vater, Mutter, ihre Tochter nebst Bräutigam, und wir beide, mein Freund und ich. Ich darf jedoch nicht vergessen, daß sich noch ein Grieche zu uns gesellt hatte, und zwar auf der Holzbrücke, die die beiden Ufer des goldenen Horns in Konstantinopel verbindet. Es war ein junger Mensch, wahrscheinlich ein Maler, denn er trug einen Karton unterm Arm. Das schwarze, lockige Haar fiel ihm bis auf die Schultern. Er hatte eine blasse Gesichtsfarbe und schwarze Augen, die tief in ihren Höhlen lagen. Anfänglich interessierte er mich sehr, denn er war recht eifrig, sich uns gefällig zu erweisen, und auch wegen seiner Lokalkenntnis. Doch da er mir zu geschwätzig war, ließ ich ihn bald links liegen.

Die polnische Familie aber war mir um so angenehmer. Die Eltern waren anständige, freundliche Leute, und der Bräutigam ihrer Tochter trat elegant und vornehm auf. Sie begaben sich nach Prinkipo, um wegen ihrer leidenden Tochter die Sommermonate dort zu verbringen. Das junge Mädchen war von großer Schönheit, jedoch sehr bleich und litt an einem schweren Krankheitsfall oder hatte ihn eben überstanden. Ein trockenes Husteln unterbrach oft ihr leises Geplauder. So oft sie hustete, blieb ihr Bräutigam fürsorglich stehen. Er betrachtete sie teilnahmsvoll, und sie hob die herrlichen Augen zu ihm auf, als wollte sie sagen:

„Aber es ist ja nichts . . . ich bin ja so glücklich.“

Ah, sie glaubten beide an Gesundheit und Glück.

Auf Empfehlung des Griechen, der sich schon an der Mole von uns getrennt hatte, nahm die Familie in dem Hotel auf der Höhe Wohnung. Der Wirt war Franzose und sein ganzes Haus nach französischem Komfort und Geschmack eingerichtet.

Wir nahmen das Diner gemeinsam ein. Da die drückende Mittagshitze vorüber war, stiegen wir zum Fichtenwalde hinauf, der den Gipfel krönt, um frische Luft zu schöpfen und die prachtvolle Aussicht zu genießen.

Raum hatten wir jedoch einen passenden Ort gewählt, als auch der Grieche auftauchte. Er grüßte leicht, warf einen Blick um sich und setzte sich einige Schritte von uns entfernt nieder. Dann öffnete er seinen Karton und begann zu skizzieren.

„Mir scheint, er hat sich absichtlich so nahe an den Felsen gesetzt, damit wir nicht sehen sollen, was er zeichnet!“ sagte ich zu meinen Gefährten.

„Wir brauchen ja auch nicht hinzusehen!“ versetzte der junge Pole. „Wir haben doch auch ohne ihn genug zu schauen hier.“

Und nach einem Augenblick fügte er hinzu:

„Ich glaube, er benutzte uns als Statisten. Doch das soll uns wenig kümmern!“

Wir hatten wirklich genug zu sehen. Auf der ganzen Welt gibt es kein herrlicheres, glücklicheres Fleckchen Erde, als die Insel Prinkipo. Irene, die politische Märtyrerin aus der Zeit Karls des Großen, verbrachte hier einen Monat im Exil. Könnte ich auch nur einen einzigen Monat meines Lebens dort zubringen, so würde mich die Erinnerung daran für den Rest meiner Tage beglücken — nie werde ich auch nur den einzigen Tag vergessen, den ich dort verlebte.

Die Luft war klar wie Diamant . . . und so mild und süß . . . so wonnig, daß die Seele sich in Träumen wiegen

und in die Ferne tragen ließ. Zur Rechten auf dem Gestade des Meeres reckten sich die grauen Höhen Asiens. Links in weiter Ferne blaute die steile Küste Europas. In der Nähe lag Salki — eine der neuen Inseln des pels — mit seinen Zypressenwäldern wie ein schwarzer Traum . . .

Auf dem Gipfel stand ein großes Gebäude — das Haus.

Die Flut des fast regungslosen Marmarameeres schien in allen Farben wie ein köstlicher Opal. In der Ferne es weiß wie Milch . . . Dann rötlich zwischen zwei farbigen Inseln . . . und uns zu Füßen in bläulichen wie ein durchsichtiger Saphir.

Es war allein in seiner Schönheit — nirgends ein Schiff. Zwei Boote mit englischer Flagge glitten entlang. Das eine, ein winziger Dampfer, schien nicht als eine Schäferhütte, das andere war von zwölf Mann besetzt. So oft die Ruder sich im Takt hoben, lief das Boot ab, als wäre es geschmolzenes Silber. Zutrauliche Dampfer verfolgten sich zwischen den Booten und schnellten über Wasser. In den azurnen Höhen schwebten hin und her Adler und maßen den Raum zwischen den beiden Bergen.

Der ganze Abhang unter uns war mit blühenden Blumen bedeckt, deren Duft die Lüfte erfüllte. Von der Höhe her gedämpft, drang die Musik aus dem am Strande gelegenen Café herauf durch die reine Luft.

Es war ein wahrhaft entzückendes Bild. Wir saßen und unser ganzes Wesen war in die Betrachtung dieser diebischen Panoramas versunken. Den Kopf an die Brust der Verlobten gelehnt, lag die junge Polin auf dem Rasen. Die farblose Dval ihres sanften Antlitzes wurde ein wenig blasser und ihre blauen Augen füllten sich plötzlich mit Tränen. Der junge Mann verstand sie — er neigte sich zu ihr und ließ ihr die Tränen fort. Auch die Mutter begann zu weinen, sogar mich selbst befiel ein seltsames Gefühl . . .

„Seele und Leib müssen hier genesen . . .“ hauchte die junge Mädchen. „Welch eine wunderbare Gegend!“

„Gott ist mein Zeuge, daß ich keine Feinde hätte ich welche — hier wäre ich bereit, ihnen zu verzeihen.“ sprach der Vater mit einer Stimme, die vor Erregung bebte.

Und von neuem schwiegen wir alle. Alles war so unaussprechlich weich . . . Jeder war ganz erfüllt von Seligkeit und hätte sein Glück teilen mögen mit der Welt. Wir alle hegten das gleiche Gefühl, doch keiner uns störte seine Gefährten. So hatten wir es auch nicht bemerkt, daß nach einer Stunde der Arbeit, der Grieche seinen Karton eingepackt und sich mit leichtem Gruße entfernte. Nun waren wir allein.

Endlich nach mehreren Stunden, als die Farben in dunkelviolette Farbe übergingen, die im Süden so schön war, mahnte die Mutter zur Heimkehr. Wir standen auf und gingen zum Hotel hinab mit dem elastischen und leichten Schritt loser Kinder.

Dann setzten wir uns auf die prächtige Veranda des Hotels.

Doch kaum hatten wir unsere Plätze eingenommen, so nahmen wir unter der Veranda einen Streit und Schimpfen wahr — es war unser Grieche, der sich mit dem Pole. Es amüsierte uns, ihrer Diskussion zuzuhören.

lein das Amüsament dauerte nicht lange.
 „Ja, wenn ich keine anderen Gäste hätte!“ murrte der Wirt
 hitziggespräch, als er die Treppe herauf zu uns kam.
 „Sagen Sie doch, was ist denn das für ein Mensch?“
 „Wie heißt er?“ fragte ihn der junge Pole.
 „Nun, mein Gott, wer kann das wissen, wie dieser Kauz
 knurrte der Hotelier, indem er einen wütenden Blick
 auf den warf. „Wir nennen ihn den Vampyr.“
 „Schn, den Maler . . .?“
 „Ein schönes Handwerk das! Er malt nichts als Leich-
 Wenn jemand in Konstantinopel, hier in der Umgegend
 sein Bild auch an dem gleichen Tage fertig. Der Vursche
 gar im voraus — und täuscht sich nie, wie der Geier!“

Die alte polnische Dame stieß einen Schrei des Entsetzens
 aus — — —

In den Armen hielt sie ihre bleiche und ohnmächtige
 Tochter.

Der Verlobte war schon die Treppe hinabgeeilt — mit der
 einen Hand griff er den Griechen bei der Brust, während er
 ihm mit der anderen den Karton zu entreißen suchte.

Schnell gingen auch wir hinab. — Die beiden Männer
 wälzten sich im Sande.

Der Karton war offen, und die Blätter lagen zerstreut
 umher. Auf einem war der Kopf der jungen Polin gezeichnet
 — mit geschlossenen Augen und einem Myrtenkranz auf der
 Stirn.

Der kleine Matrose.

ein Knopf auf der Welt war, verging kein Monat, in dem
 nicht ein neues Spielzeug bekam. Trotzdem gab es
 nicht die aus seiner Kleinkinderzeit, von denen er sich nicht
 los wollte und an denen sein Herz hing, wie jedes
 das sein Herz an teuren Erinnerungen hängt.
 Die war vor allem eine ganze unscheinbare Puppe, ein
 kleiner Matrose mit zeitentfärbtem Wachsgesicht und
 stumpfen Kleidern. Ihn liebte Rolf mehr als die schönsten
 mehr als die stolzesten Schiffchen, die ganz echt dampfen
 und gewinnen konnten, mehr sogar als die blanken Schlitt-
 die er bekommen hatte.
 Wenn er ganz, ganz sicher war, daß niemand ihn be-
 konnte, holte er den sorgsam gehüteten und wohl-
 den kleinen Matrosen hervor und streichelte ihn und
 mit ihm, erzählte ihm das Allergeheimste und küßte
 den schmutzigen Wachskopf.
 Eines Tages zog er ihn hervor, legte ihn auf den
 warf sich selbst daneben, küßte und küßte ihn und
 dazu heiße Tränen.
 Dann kam die Sonne und holte Rolf zum Spaziergang in
 Volksgarten ab. Der Knabe versteckte seinen geliebten
 nicht, er nahm ihn in den Arm und trug ihn zärt-
 sorgsam.
 „Du willst doch nicht mit der garstigen Puppe spazieren
 großer Junge?“ fragte die Sonne, als Rolf die Mühe
 im Kopf hatte.
 Der Knabe warf ihr einen bösen Blick zu, wurde ganz rot
 und wild: „Er ist nicht garstig.“
 „Und was willst du mit ihm tun?“
 „Ich drängte tapfer die heiß aufquellenden Tränen zurück.
 meinem armen Kind schenken,“ erklärte er.
 „Das ist brav von dir,“ sagte die Sonne, und sie gingen.
 Das Herzen ihres kleinen Schutzbefohlenen vorging, ahnte
 Vier Tage lang hatte Rolf schwer gekämpft, viele
 hatte er ungesehen vergossen, ehe er sich zu diesem
 ersten Entschluß durchrang. Er hatte beim Religions-
 ert vernommen, daß man zu den Armen gut sein müsse,
 wenn man selbst Überfluß habe, und daß es das größte
 und die edelste Tat sei, etwas zu verschenken, was
 besonders lieb habe. Da hatte Rolf gleich an seinen
 Matrosen gedacht. Und nun hatte er sich zu dieser
 Tat aufgerafft.
 Volksgarten spielten viele Kinder, kleine und große,
 und reiche. Rolf schritt prüfend und wägend umher und
 alle an. Schließlich fiel seine Wahl auf einen vier-
 sehr ärmlich gekleideten Knaben, der den Matrosen
 Arm so bewundernd und verlangend anblickte.

„Wie heißt du, Kleiner?“ fragte Rolf.
 „Karl Brettner,“ erwiderte der Kleine.
 „Spielst du jeden Tag hier?“
 „Ja.“
 „Gelt, du möchtest gern den schönen Matrosen haben?“
 „Ach ja,“ bekannte Karl mit sehnsuchtsvoll leuchtenden
 Augen.
 „Ich schenk ihn dir,“ sagte Rolf und seufzte.
 „Rein. Ist das wahr?“ stammelte Karl und streckte schon
 die Hand aus.
 „Ja,“ entgegnete Rolf, ohne noch das geliebte Spielzeug
 loszulassen. „Aber du mußt mir was versprechen.“
 „Ich hab nichts,“ sagte der Kleine traurig. „Ich kann dir
 nichts geben.“
 Rolf lächelte. „O du dummer Kleiner, ich will ja nichts
 von dir haben. Du mußt mir nur versprechen, daß du den
 Matrosen lieb haben und sehr gut auf ihn acht geben wirst.
 — Ich habe ihn fünf Jahre gehabt und habe ihn sehr lieb.
 Und jeden Tag komme ich dann und sehe nach, wie es ihm
 bei dir geht. Willst du?“
 „O ja,“ antwortete Karl.
 Da gab ihm Rolf das geliebte Spielzeug — rasch, rasch, um
 nicht im letzten Augenblick noch seinem Herzen nachzugeben,
 und wandte sich rasch, rasch, und lief stürmisch davon, um nicht
 seine Tränen zu zeigen.
 Jeden Tag kam Rolf nun und suchte den kleinen Karl und
 sagte ihm guten Tag, ihm und dem kleinen Matrosen. Und
 hatte immer wieder Herzklopfen, wenn er das Spielzeug
 wieder sah, und war stolz auf seine Heldentat. Dem Matrosen
 ging es gut; er wurde sorgsam und liebevoll behandelt.
 Zwölf Tage vergingen. Da fand Rolf im Volksgarten
 Karl Brettner ohne den Matrosen. Das Herz stand ihm fast
 still. „Wo ist der Matrose?“ fragte er bang.
 Der kleine Brettner lachte. „Ach du! Der hat ja drinnen nur
 schlechtes Stroh gehabt. Ich habe ihn aufgemacht. Jetzt ist er
 kaput.“
 Da drehte sich alles um Rolf, und das Blut trübte ihm
 die Augen.
 Er fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust und im
 Haupte. Und plötzlich, ganz unerklärlich hatte er einen dicken
 Kieselstein in der Hand und warf ihn dem kleinen Karl an
 den Kopf. Und dann mußte er nicht mehr, was geschah; er
 fiel besinnungslos hin.
 Wie die Leute schrieten und ihn anpakteten, wie Karl
 Brettner, an der Schläfe getroffen, umfiel, sah und hörte er
 nicht mehr. Rolf hatte einen Mord begangen, und schuld daran
 war der kleine Matrose.
 Fr. W. v. Dostöten.

Der große Schritt im Westen, den wir getan haben und der unsere ungeschwächte Offensivkraft verrät, und die gleichzeitige Einnahme von Durazzo durch unsere erprobten und bewährten Bundesgenossen, bieten dem von uns gern zitierten militärischen Sachverständigen Major Morahit Gelegenheit, die Vorgänge um Verdun und in Durazzo kritisch zu beleuchten. Wir lassen seine klaren Ausführungen hier folgen:

Die Hauptsache der westlichen Kriegslage läßt sich in wenigen Worten ausdrücken: Es geht vorwärts! Nach der Nachricht der Obersten Heeresleitung umklammern wir Verdun im Norden, östlich der Maas, von Bras bis zum eroberten Fort Donaumont. Unsere vorderste Linie steht überall im Norden bereits innerhalb der äußersten permanenten Befestigungsfront des Waffenplatzes. Östlich Verdun ist seit einigen Tagen die französische vorgeschobene Front im Rückmarsch auf den äußersten Fortgürtel und auf den steilen Höhenrand der Côtes Lorraines. Er erhebt sich ziemlich schroff ansteigend 150 Meter über der flacheren Woëvre-Ebene.

Zwischen Bras und dem Argonnerwald halten wir bekanntlich das besetzte Gelände fest in der Hand, und wir können uns wohl vorstellen, wie die Augen der französischen Heeresleitung besorgt auf diese deutsche Front sich richten. Man sieht in Paris die heisse Lage des französischen Heeres um Verdun in Wahrheit wohl klarer, als sich aus der französischen Presse erkennen läßt. Wir trauen unseren Gegnern trotz ihrer glänzenden Fähigkeit, mit Worten unsere Erfolge zu verschleiern, dennoch eine genügende Urteilsfähigkeit zu. General Gallieni hat dem Heeresauschuß gesagt: „Die Lage ist ernst, aber nicht beunruhigend.“ Das genügt uns für's erste auch. Wir wissen genau, daß wir noch tüchtig Arbeit zu leisten haben. Urteilslos zeigen sich die englischen Zeitungen, mit Ausnahme der „Morning Post“. Der „Daily Telegraph“ behauptet, Verdun stehe so sicher wie jemals, und Neuter ist der Ansicht, daß die Franzosen aus freiem Willen sich zurückziehen, und daß sie so reich an Reserven sind, daß keine Not vorliegt. Die „Morning Post“ dagegen verteidigt uns gegen den Vorwurf, aus Wahnsinn oder Verzweiflung angegriffen zu haben. Zwar verkennt auch dieses Blatt den hohen Wert unserer stürmenden Infanterie, unsere Erfolge werden in der Hauptsache der Ansammlung von Material zugeschoben. So lange England nicht einsieht, daß wir ihm sowohl wie Frankreich im infanteristischen Ansturm weit überlegen sind, wird es sich im weiteren Verlaufe des Krieges bösen Katastrophen aussetzen. Charakteristisch bleibt, daß England in diesem kritischen Moment nicht zu sprechen ist. Man erklärt dem in Not befindlichen Ententegenossen, daß der Boden dort, wo Englands Heere ständen, eine großzügige Gegenoffensive nicht erlaube, weil er durch das Wetter weich gemacht sei. Einem Irrtum der „Times“ müssen wir schließlich noch entgegentreten. Man lebt dort in dem Glauben, daß wir unsere schwere Artillerie von den russischen und serbischen

Fronten zurückgezogen und sie zur Arbeitsleistung nachgeschafft hätten. So arm sind wir denn doch nicht an russischem Material, und ich glaube, daß der „Times“ verständige bald erkennen wird, wie an russischen und serbischen Fronten unsere schweren Mörser wieder auftauchen werden.

In der neutralen Presse finden wir Beurteilungen, die sich stellenweise der Wahrheit nähern und mehr als frühzeitig gewisse Achtung vor der Tätigkeit unserer Heere und deren Leistung erkennen lassen. Diese neutralen Stimmen sagen nichts neues. Aber wichtig ist es doch, daß man die Meinung endlich aufgerüttelt wird, wir waren zu schwach worden, unseren früheren Offensiven eine neue folgen zu lassen. Die Gegner und die Neutralen mögen sich immer ermahnen, daß wir zu Anfang des Krieges durch unseren breiten und den dauerhaftesten Stellungstreifen im Westen erst ermöglichten, daß die zweite große Offensive in die russischen Millionenheere trümmerten und soweit zurückdrängten, daß sie uns nicht mehr gewonnen werden können, daß wir durch die beispiellose Offensive im serbischen Gebirgsland das recht wirksam durchgeführte serbische Heer zerstreuten und durch den Vorstoß gegen Montenegro und Albanien die Ostküste der Adria in die Hand bekamen. Diese großen Erfolge scheinen schon halb vergessen zu sein, wenn man die ersten Bemerkungen über die wiederholte Kraft Deutschlands liest.



Prinz Andreas und Prinzessin Alice von Griechenland bei einem Aufenthalt in Saloniki.

Unterdessen hat das österreichisch-ungarische Heer seinen Siegeszug an den Küsten der Adria fortgesetzt. Durazzo ist besetzt. Die einfache Schilderung des vorangegangenen Kampfes gibt uns doch eine Vorstellung von den Daten, die zur Beurteilung der überragenden Kriegslage der Verbündeten von Wert sind. Die Front liegt auf einer Halbinsel und schon oft bemerkt, sehr schwer zu durchdringen. Die 1. u. 2. Truppen des Nordens über die nur wenige Meter breite Landzunge (über Pala) gegen Portos vorgedrungen. Das Feuer der italienischen Marine hat diese tapferen Truppen unausgeseht vom 26. vormittags bis zum 27. Februar nicht belästigt. Dieses Feuer konnte schwerlich durch die Landbatterien in Schach gehalten werden. Aber die Truppen haben sich durch nichts beirren lassen. Sie haben die Nacht über im Artilleriefeuer ausgeharrt. Gleichzeitig auf dem anderen möglichen Wege, der von Bazar-Schlucht führt, vorgedrungen und haben wadend, schwimmend die hohen Gelände gewonnen, um dann den Endkampf mit den italienischen Nachhuten an der Brücke östlich von Durazzo reich zu überstehen. Die Eroberung Durazzos bildet den neuen Abschnitt der Kämpfe auf der Balkanhalbinsel. Die italienische Presse in beispielloser Unverfrorenheit behauptet, die italienische Armee habe den Rückzug als eine gewaltige militärische Tat preisgegeben. Solche Äußerungen sind in militärischer Hinsicht so minderwertig, daß es sich nicht lohnt, sich mit ihnen zu beschäftigen.

der Ausstellung für Ersahglieder
Arbeitshilfen für Kriegsverletzte
in Berlin.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

berichtet über die Ausstellung.
deutsche Volk hat es als seine heiligste
Pflicht erklärt, für die Kriegsverletzten in
möglichster Weise zu sorgen und ihnen
Opfer, das sie dem Vaterlande
bringen, möglichst leicht zu machen. Dazu
vor allen Dingen, die fehlenden
Kräfte durch künstliche zu ersetzen.
Was auf diesem Gebiete Segens-
reiches geschaffen wurde, ist in der Aus-
stellung von Ersahgliedern und Arbeits-
hilfen für Kriegbeschädigte in Berlin
zusammengestellt.



schneite Militärbaracken in den
Alpen.

umliegenden Schneefelder bieten
den Soldaten großartige Übungs-
plätze zur Ausbildung der Truppen.
Militärisches Idyll im hohen
Schnee. Hier üben die Skis-
kämpfer, die sich bisher in den Winter-
monaten aufs Beste bewährt haben.

der Helfer in Lloyd Georges
Abteilung.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

Das Bild zeigt hier einen Elefanten
auf den Straßen von Sheffield beim
Transport von Munitionsmaschinen.
Dieser Elefant ist als eine bekannte Sehens-
würdigkeit der dortigen Bewohner.
Er stellt die Arbeitskraft von fünf
Männern dar. (Nach einer englischen Dar-
stellung.)



Die Faust.

Von Leo Heller.

Gott gab mir eine feste Faust
Mit schwellendem Geäder
Und sprach: „Wo Du mit der
hinhaust,
Dort pläht das dickste Leder.“

Hol' aus, es ist die rechte Zeit,
Die Bärenfaust zu heben.
Doch eins: Nur keine Weich-
lichkeit!
Und schlag' mir nie daneben!“

Ein Mann, ein Schlag! So soll
es sein!
Nicht knausern und nicht sparen!
Der liebe Gott wird nie verzeih'n
Denen die sparsam waren.

Die Jagd auf indianischen Schneeschuhen.

Von G. Reville, Berlin-Südende.

Wenn Kanada — wenigstens der nordwestliche Teil — ein Land ist, in dem es, wie ein deutscher Jagdschriftsteller schreibt, vier Monate des Jahres ziemlich kühl, in den übrigen acht aber bärenkalt ist, so wissen die Kenner dieser scheinbar so unwirklichen Gegend ihre vielen, in ihrer Eigenart sicher unerreichten Schönheiten im Winter wie im Sommer sicher ebenso zu schätzen, wie ihre Bewohner sie lieben.

Für den Jäger vor allem (so weit er sich nicht gerade auf tropisches Wild kapriziert) ist Kanada wohl das Dorado schlechthin.

Wenn auch die Zeiten, in denen die Hudsonsbay Co. der berühmten oder berühmten Ostindischen wenig nachstand, aus der Jagd auf Pelztiere gerade kolossale Gewinne bezog und Tausende von Trappern und Indianerjägern beschäftigte, im Wesentlichen vorüber sind, so ernährt das Land doch noch manchen Berufsjäger roter wie weißer Farbe, und welche herrlichen Trophäen fremde, auch deutsche Jäger dort erringen konnten, haben unsere Geweihausstellungen oft genug bewiesen.

Zu der winterlichen Jagd in Kanada gehört unzertrennlich der indianische Schneeschuh. Während sein norwegischer Verwandter, der Ski, heut weit über die Grenzen seiner Heimat bekannt und aus einem Verkehrsmittel bei uns zu einem reinen Sportwerkzeug geworden ist (man treibt das Ski-Laufen um seiner selbst willen, eben als einen Sport wie andere auch) wird der kanadische Schneeschuh diese Stellung kaum je erringen. Wenn er aber trotzdem nicht besser bei uns bekannt ist, und bisher außerhalb seiner Heimat wohl nur sehr selten zur Anwendung gelangt, so kann jeder Kenner dieses winterlichen Fortbewegungsmittels über diese Tatsache nur staunen.

Gewiß es ist nicht möglich, mit ihm derartige Geschwindigkeiten zu erreichen, wie sie dem Skisport seinen Reiz verleihen, und auch die für diesen charakteristischen Sprungleistungen fallen hier fort. Der kanadische Schneeschuh ist tatsächlich nichts weiter als ein Mittel, sich schreitend oder laufend, trotz hohen, weichen Schnees fortzubewegen, aber innerhalb dieses Rahmens versagt er auch nie, und ist dem Ski in mancher Beziehung ganz entschieden überlegen. Im dichtesten Urwald, bei meterhohem, weichstem Schnee ermöglicht er dem schwerbeladenen Jäger ein absolut sicheres Vorwärtskommen und erfordert dabei auch in schwierigem Terrain nicht die geringste besondere Aufmerksamkeit. Es wäre ein Kunststück, mit ihm zu fallen, etwas, was beim Ski bekanntlich mehr im Bereich der Möglichkeit liegt, als dem Anfänger lieb ist, und wenn man ein erlegtes Stück auf dem Rücken, das geladene Gewehr aber in der Hand trägt, so ist ein solcher Fall nicht immer gerade das Angenehmste, was einem passieren kann.

Für den Jäger drüben wäre die Geschwindigkeit des Ski besonders auf abschüssiger Bahn dabei auch sonst nicht immer das Wünschenswerteste. Es wäre zum Beispiel sehr gut denkbar, daß ein angeleiteter Bär, dessen Fährte man folgt, in einer buschbedeckten Bodensenkung unvermuteter Weise Halt gemacht hätte, und dem braven Meister Pelz, der gelegentlich doch recht unangenehm werden kann, in solchem Falle von oben herab in fliegender Fahrt geradewegs in die liebevoll ausgebreiteten Arme zu sausen, dürfte zuweilen recht wenig reizvoll sein.

Der Bär, um dies nebenbei zu erwähnen, ist tatsächlich allerdings nicht entfernt so hart, wie großes Schalenwild, Elche oder gar Büffel. Die „Bärenbüchse“ mit dem Kaliber einer mäßigen Kanone ist ebenso eine Phantasie „Old Shatterhands“,

wie manches Andere, und der geschätzte Pelzträger liebt von Schüssen, mit denen ein starker Elch stundenweit würde. Die bekannten sechs Zoll kalten Stahls reichen hin, ihn umzulegen, wenn nur eine gewandte und sich dahinter sitzt, und vielleicht die Mehrzahl der westlichen Jäger zieht bei einer Verfolgung in dichtem Buschwerk die Reitschaft eines verlässlichen Messers sogar fast der Revolver vor. In dem gedachten Falle könnte die Sache aber leicht doch recht kritisch werden.

Daß der Schneeschuh, trotz seiner geringen Schnelligkeit gegenüber, die Verfolgung selbst gesunden Wildes ermöglicht, liegt natürlich nur an der Höhe der Schneeschicht. Auf noch ganz weichem Schnee dürfte selbst der Stilkäufer im Stande sein, flüchtiges Schalenwild zum Stehen zu bringen. Im strengen Winter aber, wenn der Schnee meterhoch liegt, und die gefrorene Oberschicht bei jedem Schritt in scharfen Schalen bricht, ist die Jagd leicht genug. Es ist gerade dies oft genug zu Schlächtereien Gelegenheit, die jedem Jäger, der diesen Namen wirklich verdient, das Blut ins Gesicht treiben müssen.

Und nicht der kleinste Teil dieser Sünden kommt dem Konto der „Sport-Jäger“, wie denn die sportmäßige Jagd überhaupt kaum gerade das erfreulichste Kapitel der modernen Kultur darstellt. Wenn der Vergangene Tage in den Nochs ein Dutzend Hirsche erlegt, um auf bequeme Weise einen Luderplatz für sich zu erhalten, so war das sicher mehr als nötig und wünschenswert, aber eine sogenannte Jagdgesellschaft, von vier oder dreißig Herren, von denen jeder mindestens ein Rekordschaulen haben will, und die auf jeden halbwagen Bullen, nicht selten aber auch auf Tiere, ein Schnellboot öffnet, sowie er sich nur blicken läßt, richtet allein schon die Verunreinigung des Wildes noch erheblich mehr Schaden an. Der Pelzjäger hatte dabei aber schließlich noch die schuldige, daß er in einem nicht eben leichten Beruf an eine gewisse, ganz kaum vermeidbare Fleischverschwendung gewöhnt war.

Wenn man aber von diesen traurigen Abertreibungen abläßt, so ist die Firschkjagd auf Schneeschuhen in jenen vollen Einöden eine geradezu ideale Art des edlen Sportes.

Der winterliche Gebirgswald des rauhen Nordens ist trotz seiner Schneestürme und trotz der eisigen Kälte, im Vergleich mit den Milliarden blühender und funkelnder Schnee- und Eiseisener, doch ein Aufenthalt, wohl geeignet, das Herz jedes freudigen schneller und höher schlagen zu lassen. Der Camp schafft der Kundige auch im eisigen Winter ein warmes, behagliches Nest, und wo nicht die Kultur in den oben skizzierten Begleitererscheinungen die Gegend schon von Wild entvölkert hat, brauchen drei oder vier tüchtige Jäger sicher nicht zu verhungern.

Für einen nicht zu knapp bemessenen Vorrat an Nahrung ist freilich ständig Sorge zu tragen, denn es kommen genug, an denen selbst ein Indianerjäger mit seinem Instinkt es nicht wagen würde, die Hütte zu verlassen, ein Opfer des rasenden Schneesturmes zu werden. Der schlimmste „Blizzard“ währt nicht ewig, und nach einiger zwingenden Ruhe ist die Streife hinter Elch und Bär wieder schweigend, vor sich, den Riesentalpott doppelt schön.

französischer Plan zur Invasion in England.

In den letzten Jahren die deutsche Invasion in England in der Presse und Broschürenliteratur spulte, so im Anfang des Jahres eine französische Invasion. Napoleon III. angeblich einen regelrechten Invasionsplan ausgearbeitet, der einem englischen in einer Kopie mitgeteilt worden sein soll. Die englische Militärzeitung "Naval and Military Gazette", wußte diesen Plan damals mitzuteilen. Er sollte die französische Flotte spätestens im Jahre 1850 Linienfahrer und Transportdampfer befehlen, welche letzteren jedes ein Mann fassen könnten. Die englische Flotte, die damals war ebenso stark sein würde aber in allen Richtungen zerstreut sein, so daß die Franzosen im Kanal ohne numerische Überlegenheit befehlen würden. Die Flotte ihre Truppen landen könnten. Das erste gelandete Armeekorps in London nach zwei Tagen durch einen Sturm reich nehmen, plündern und anzünden. Hierzu waren bereits genau die Lokalkräfte, vor allem die Bank von England, die Londoner Bankiers und Juweliere vermerkt. Nach der Eroberung und Anzündung Londons, sollten sich die Truppen zurückziehen, um sich mit den in England gelandeten Truppen zu verbinden. Auch die Führer der Invasionarmee waren angeblich bereits ernannt und zwar Napoleon und Niel. Natürlich ist es schwer zu entscheiden, ob es sich um einen englischen Minister solch Plan vorlag, oder

ob er erfunden war, um eine Vermehrung der Flotte und des Heeres beim Parlament durchzudrücken.

Die Kanone als Blumengärtner.

Eine der sonderbarsten Arten, Blumen zu säen, hat sich ein Engländer ausgedacht, dem die Aussicht auf kahle Felsenwände von seinen Fenstern aus nicht behagte. Der durch allerlei Schrecken bekannt gewordene Herzog von Athol, ärgerte sich, daß in der Nähe seines prächtigen Parkes sich eine steile Felsenwand erhob, die mit ihrer grauen Stahltheit, das hübsche Bild der Umgebung störte. Der fast gerade abfallende Felsen machte es nicht möglich, ihn zu besteigen und nach dem Wunsche des Herzogs mit Bäumen oder doch mit Blumen zu bepflanzen. Da kam des Herzogs Gärtner auf die Idee, den Felsen einfach mit Samen zu beschießen. Er lud die zu Salutschüssen am Schlosse vorhandene Kanone mit Blechbüchsen, die mit Samen von allerlei Blumen und Sträuchern gefüllt waren, und bombardierte den Felsen in regelmäßigen Zwischenräumen längere Zeit hindurch. Obwohl viel Samen

Der Fliegerangriff.



Das Mißtrauen schafft dem Dackel Rot. Weil ihm ein Fliegerangriff droht.

verweht wurde, blieben doch erhebliche Reste an dem Felsen haften, und nach geduldiger Durchführung der Idee faßten auch Samenkörner Wurzel und tatsächlich überzog sich die kahle Felsenwand nach einiger Zeit mit frischem Grün. Die Natur tat das ihrige, die Pflanzen vermehrten sich und nach einigen Jahren war der kahle Felsen mit Gras, Blumen und Gebüsch bedeckt. Das war wohl die friedlichste Arbeit, die jemals eine Kanone geleistet hat.

Rätsel-Ecke

a
e
i
l
n
p
t
u
y
o
m
v
k
l
v
d
s

Leiterrätsel.

Die Buchstaben in vorstehender Leiter sind so zu ordnen, daß die Seitenballen eine Hafenstadt in Dalmatien und eine Hafenstadt im Staate New York, die Sprossen eine Stadt in Hinterindien, eine Stadt in Ostpreußen und eine russische Stadt bezeichnen.

:Sunjōō

Rätsel.

Werden Deutschlands schnell gesucht, und ist Du mich als Ostseebucht; Was der eine mich in Dill, und're blau gefotten will; Was kann macht „er“ sich nun daran, der Frau ich, nicht dem Mann. Rästel - Schreiter :Sunjōō

Anreihung.

der	off	beke	eroh
nnt	neh	ind	ebt
gli	lie	alle	num

Die Quadrate sind seitlich so aneinander zu reihen, daß die Buchstaben, der Reihenfolge nach gelesen, ein Zitat aus „Don Carlos“ von Schiller ergeben.

:Sunjōō

Bilderrätsel.



:Sunjōō

Somonym.

Zu mir wohl mancher gar leicht neigt, Wenn steile Höhen er ersteigt; Gar mancher auch, es ist nicht schön, Steig schon durch mich zu stolzen Höhen.

:Sunjōō

Silberrätsel.

Die Erste dem Freunde, dem Liebchen die **Zweit** Das Ganze der Dame, der Brauch es gebent, Und **Zwei** eins dem Liebchen, zieh ich in die Fern, Die Erste für's Leben gab ich ihr gern.

:Sunjōō

Zifferblatt.

Die Ziffern der Uhr sind derart durch Buchstaben zu ersetzen, daß sie Folgendes bezeichnen:

- 1 2 3 4 5 einen deutschen Badeort
- 2 3 4 Gründer eines Männergesangvereins
- 4 5 6 7 einen männlichen Namen
- 5 6 7 8 9 einen Küstenfluß in Schleswig
- 7 8 9 10 11 dramatischer Schriftsteller und Bühnenleiter
- 8 9 10 11 12 einen Opernkomponisten
- 10 11 12 1 2 3 eine Stadt in Nubien.

:Sunjōō



Ein Volltreffer in eine englische Telegraphenbau-Kolonne.

Diese nach einer englischen Vorlage angefertigte Zeichnung hält den Augenblick fest, in dem eine englische Telegraphen-Kolonne von einem Volltreffer aus deutschem Geschütz erreicht worden ist. Die verheerende Wirkung des Schusses offenbart sich in den zerschmetterten Wagen und in den verendeten Pferden. Der Zweck des Treffers ist erreicht: die Kolonne ist arbeitsunfähig geworden.



Die Handhabung künstlicher Glieder im Beruf.
Ein verletzter Krieger, der einen künstlichen Unterarm trägt, arbeitet an einer Sägemaschine.



Eine Straße in Kut el Amara, wo die Engländer von den Türken geschlossen wurden, nachdem sie auf ihrem Vormarsch nach Bagdad hierher zurückgeworfen wurden.